

Predigt über Lukas 11,14-23

Er war dabei, einen Dämon auszutreiben, einen stummen. Es geschah aber: der Dämon fuhr aus, der Stumme redete und die Menge staunte. Einige aber unter ihnen sprachen: mit Beelzebul, dem Anführer der Dämonen, treibt er die Dämonen aus. Andere aber prüften ihn und forderten von ihm ein Zeichen aus dem Himmel. Er selbst aber kannte ihre Überlegungen und sprach: jedes Reich, das in sich gespalten ist, verödet, und Haus fällt über Haus. Wenn aber der Satan in sich selbst gespalten ist, wie wird sein Reich bestehen? Denn ihr sagt: mit Beelzebul treibe ich die Dämonen aus. Wenn ich aber mit Beelzebul die Dämonen austreibe, mit wem werden dann eure Söhne austreiben? Darum werden sie eure Richter sein. Wenn ich aber mit dem Finger Gottes die Dämonen austreibe, dann ist das Reich Gottes über euch gekommen. Wenn der Starke schwer bewaffnet seinen Hof bewacht, dann ist das Seine im Frieden. Kommt aber ein Stärkerer als er und besiegt ihn, dann entreißt er ihm die Bewaffnung, auf die er vertraute, und verteilt seine Beute. Wer nicht mit mir ist, ist gegen mich, und wer nicht mit mir sammelt, der zerstreut.

Niemals gab es einen herrlicheren Morgen als an diesem ersten November, schrieb ein englischer Augenzeuge. Die Sonne schien mit aller Kraft, der Himmel war, so weit das Auge reichte, vollkommen heiter und klar, und nicht das mindeste Anzeichen oder auch nur die geringste Warnung vor dem Unheil, das sich nahte, war zu erkennen, das diese blühende Stadt in eine Szenerie grauenhaftesten Schreckens und der Verzweiflung verwandelte, deren Zerstörung zu entrinnen nur einigen binnen weniger Augenblicke glücklich gelang. Dass nichts die unmittelbar bevorstehende Katastrophe ankündigt, alles vielmehr seinen gewohnten Gang geht, ist ein dramaturgischer Topos, auf den keine Schilderung eines Desasters seither verzichtet. Das Erdbeben, das am 1. November 1755, also zu Allerheiligen vor 262 Jahren, Lissabon zerstörte, eine Stadt, die mit etwa 275 000 Einwohnern zu den damals volkreichsten europäischen Metropolen zählte, kostete nicht nur mehr als 70 000 Menschen das Leben, war nicht nur bis in die Karibik und nach Böhmen zu spüren, es erschütterte nachhaltig auch Glaubensgewissheiten und Weltanschauungen: Wie konnte man weiter an die Allmacht und Güte Gottes glauben, wenn er es gleichzeitig zuließ, dass so viele Menschen, und zwar Junge und Alte, Kinder, Frauen und Männer, Gerechte und Ungerechte, Gläubige und Ungläubige unterschieds- und sinnlos umkamen?

Das war die Theodizeefrage, die Frage nach der Rechtfertigung Gottes angesichts des Leidens, des Bösen in der Welt, die sich jetzt in bisher ungekannter Radikalität neu stellte. Aber auch der vielleicht naive Fortschrittsoptimismus der frühen Aufklärung, die Überzeugung, dass man in der besten aller möglichen Welten lebe, dass letztlich auch die Natur wie eine große Maschine nach den Gesetzen der Vernunft funktioniere und also durch den Menschen kontrollierbar und beherrschbar sei, ließ sich angesichts dieses anti-vernünftigen Infernos nicht länger durchhalten. Voltaire tröstete sich mit dem Gedanken, dass wenigstens die verehrungswürdigen Väter der Inquisition wie alle anderen zerschmettert worden sind. Das wird die Menschen lehren, nicht ihresgleichen zu verfolgen, denn während einige heilige Schurken einige Fanatiker verbrennen, verschlingt die Erde die einen wie die anderen.

Tatsächlich war Portugal zu jener Zeit nicht nur eines der reichsten sondern zugleich und vor allem auch eines der rückständigsten Länder Europas. Dass sich daran nichts änderte, dafür sorgte eine Armee von 200 000 Priestern, Nonnen und Mönchen sowie eine allmächtige Inquisition, die ein geistliches Terrorregime ausübte, das im Europa um die Mitte des 18. Jahrhunderts seinesgleichen nicht hatte. Das grauenhafte Zeremoniell der öffentlichen Verbrennung von Juden, Protestanten und anderen „Ketzern“ war in Portugal bis 1761 gang und gäbe. Auch für den 1. November 1755 war in Lissabon ein großes Autodafé geplant, bei dem eine Reihe

von Juden den Flammentod erleiden sollte. Ihnen hat das Erdbeben – vielleicht – das Leben gerettet. Aber auch der portugiesische Inquisitor *Gabriel Malagrida* hatte überlebt. Wie die katholische Orthodoxie insgesamt deutete er in einer Reihe von Predigten und Schriften das Beben als göttliches Strafgericht. Ironischerweise war der letzte Scheiterhaufen, der in Portugal brannte, für ihn bestimmt. Der *Marques de Pombal*, der endlich die Jesuiten verjagte, Lissabon wieder aufbaute und das Land in einer Art Revolution von oben erneuerte, ließ den Inquisitor, nachdem er zum Tode verurteilt worden war, am 20. September 1761 in einem den ganzen Tag andauernden Autodafé hinrichten, nutzte also ausgerechnet dieses Instrument, um endlich auch in Portugal der Aufklärung eine Bresche zu schlagen.

Das Erdbeben von Lissabon verursachte ein Erschrecken, das im europäischen Geistesleben bis ins 19. Jahrhundert seinen Nachhall fand. Die Fragen aber, die damals aufgebrochen sind, wieder aufgebrochen sind, sind älter, und sie beschäftigen uns bis heute: die Frage nach dem Elend in der Welt, die Frage nach der Verantwortung des Menschen, die Frage nach dem Handeln Gottes in der Geschichte, die Frage nach dem Ende der Geschichte. Kann man angesichts von Natur- und menschengemachten Katastrophen an Gott glauben, verantwortungsvoll glauben? Handelt Gott in der Geschichte, wie die Bibel sagt? Und ist es möglich und zulässig, dieses Handeln mit bestimmten Ereignissen zu identifizieren? Wann kommt alles das, was uns belastet und beschwert, an ein Ende? Es sind zugleich die Fragen, um die die biblischen Lesungen an diesen letzten Sonntagen des Kirchenjahres kreisen.

Nach 1761 gab es in Portugal keine Ketzerverbrennungen mehr, und das war zweifellos eine der Folgen des großen Erdbebens, wenn auch eine eher indirekte. Ist eine geschichtstheologische Deutung oder gar Sinngebung dieser grauenvollen Naturkatastrophe möglich? Könnte man sagen, dass es das „wert“ gewesen ist, dass das Erdbeben dafür „gut“ war? Eine solche Einschätzung wäre nicht nur zynisch, sie verbietet sich angesichts der zahllosen Opfer.

Aber wie gehen wir dann mit solchen Ereignissen um? Die Frage wird einstweilen offenbleiben. Trotzdem will ich das folgende noch sagen: Ich glaube nicht an einen Gott, der die Macht gehabt hätte, das Erdbeben von Lissabon durch ein übernatürliches Eingreifen senkrecht von oben zu verhindern, es dann aber doch einfach geschehen lassen hat. Ich glaube nicht an einen Gott, der die Zerstörung eines Dorfes zulässt, obwohl er sie hätte verhindern können, das Nachbardorf aber verschont, in dem die Menschen dann einen Dankgottesdienst für ihre gnädige Bewahrung veranstalten. Ich glaube nicht an einen Gott, der eine Krebserkrankung verhindern könnte, es aber nicht tut, oder der es nur bei mir tut, bei meinem Freund aber nicht. An *diesen* Gott, dessen Handeln im Leben der Einzelnen und in der Weltgeschichte man nicht anders denn als willkürlich beschreiben müsste, glaube ich nicht. Ebenso wenig überzeugen mich die gängigen Erklärungen der Theologie bei allfälligen Beschwerden: dass man nicht mit Gott rechten dürfe, dass man erst vom Glauben zum Schauen kommen müsse, um wirklich zu verstehen, dass es eben auch eine dunkle, von uns abgewandte Seite Gottes gäbe, wir uns aber an die helle, uns zugewandte Seite Gottes halten sollen. Wer in solchen Aussagen Trost findet, möge dankbar sein; mich befriedigen sie nicht. Vielleicht müssen wir uns neu Rechenschaft darüber ablegen, was wir eigentlich meinen, wenn wir „Gott“ sagen, vielleicht Abschied nehmen von Gottesvorstellungen, die mit dem neuzeitlichen Weltbild nicht vereinbar sind – ohne die ethischen Grundlagen des Christentums aufzugeben, vielleicht deutlicher sagen, dass unser Reden von einem personhaft gedachten Vater-Gott, der das große Ganze und jeden Einzelnen fürsorglich begleitet und lenkt, ein metaphorisches, also uneigentliches Reden ist. Was aber wäre dann das Eigentliche?

Ich sehe, dass es in allen Katastrophen, gerade auch in denen, für die wir keine Verantwortung tragen, in den persönlichen Katastrophen unseres Lebens und in den Naturkatastrophen Menschen gibt, die über sich selbst hinauswachsen. Wo das Unglück mächtig ist, wird die Hilfsbereitschaft übermächtig. Im Evangelium sagt Jesus: *Wenn ich durch Gottes Finger die bösen Geister austreibe, so ist das Reich Gottes zu euch gekommen.* Ich verstehe diesen Satz in aller Freiheit so, dass mit Jesus die Liebe in die Welt gekommen ist, und ich sage gern: die göttliche Liebe. Sie steckt an und breitet sich aus. Sie überwindet das Böse mit Gutem. Das ist alles andere als selbstverständlich. Es ist nicht weniger als ein Wunder. Natürlich gibt es auch außer ihm, vor ihm oder neben ihm Liebe. Aber für uns verkörpert sie niemand so wie er. Daran halte ich mich gerne. Und dann versuche ich, erwachsen zu werden, Verantwortung zu übernehmen.

Amen.